

(Nachdruck verboten.)

24) Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Am nächsten Morgen begann die Probe unerwarteterweise mit dem dritten Akt und Tini kam einige Minuten zu spät. Sie wurde vom Regisseur und Inspezenten hart angeblasen und erhielt eine Strafe diktiert, die ein Viertel ihrer Monatsgage betrug.

Als Tini die Scene betrat, begann der Drill. Ihr Ton, ihre Aussprache, ihre Mimik, ihr Kommen und Abgehen, alles wurde bemängelt. Der Regisseur ließ sie jeden Satz wiederholen, und jede Bewegung. Er spielte die Rolle ihr vor — sie konnte es ihm trotzdem nicht recht machen.

Die Ungeduld der Mitspielenden über den Drill auf der Bühne, der die Probe hemmt und ihr Ende verzögerte, begann sich in böshaftern Bemerkungen über blutige Anfängerinnen Luft zu machen.

Und als der Regisseur verkündete, „wir machen die ganze Scene noch einmal,“ erhob sich heftiger Widerspruch.

Aber ein Regisseur, der ein neues Stück einstudiert, ist grimmiger als ein Feldwebel, der Rekruten drillt. Er habe hier zu entscheiden, erklärte er lauter als notwendig, und wenn er es für notwendig halte, werde er die Scene zehnmal und zwanzigmal wiederholen lassen.

„Sowohl, zwanzigmal, meine Herrschaften, und es ist mir ganz egal, ob es Ihnen, meine Verehrtesten paßt oder nicht paßt!“

Da erhob sich Lotte, der Star dieser Bühne und verbat sich diesen rüden Ton. Sie sei nicht willens sich maltrahieren zu lassen, wegen solcher — eine Geiste, eine höhnische Grimasse ergänzte den Satz. Sie zog die Pelzboa fester um ihren Hals, und sich zum Gehen ansetzend, rief sie nachlässig über die Schulter hinweg, dem Regisseur zu: sie brauche die Scene nicht, wenn sie wiederholt werde, möge er gütigst für sie markieren. Dieser entgegnete grob und hieß sie bleiben. Da brach der Spektakel los. Alles wendete sich in beleidigtem Künstlerstolz gegen eine Diktatur in dieser Form. Die Späßbögel suchten durch exaltierte Buzurfe die Hitzköpfe noch mehr zu stacheln, und als der Theatersekretär, den alle haßten, dazwischen trat und lächelnd zu intervenieren suchte, wurde die Sache noch schlimmer. Man brüllte ihm zu, er habe den ordinären Ton hier eingeführt, die Schandwirtschaft, die jetzt grassiere, habe er am Geißel — Fäuste erhoben sich, man drohte mit Prügeln. Lotte bekam einen Weinkrampf. Sie warf sich über das auf der Scene befindliche Ruhebett und lag in Zuckungen. Man bemühte sich um sie. — Der Direktor wurde herbeigeholt — sie könne heute abend nicht spielen, hieß es. Er war außer sich. Er hielt ihr Salz vor, gab ihr die zärtlichsten Rosenamen, küßte ihre Hände — und versprach ihr endlich den Urlaub, den er bisher eigenfinnig verweigert hatte. Darauf hörten die Zuckungen auf. Sie lächelte „ihrem guten Direktor“ zu und sanft, schön, blaß, erhob sie sich, auf seinen Arm gestützt, und verlangte nun selbst die Wiederholung der Scene. Als man sie bat, sich doch zu schonen, bestand sie nur um so fester darauf. Wie werde sie sich einer Nachlässigkeit schuldig machen, sie sei viel zu viel Künstlerin, um nicht das Ganze im Auge zu haben.

Es war der dramatische Höhepunkt, worauf sich die Wogen ebenso rasch glätteten als sie herangebraust waren.

Die Scene wurde wiederholt und ohne Unterbrechung zu Ende gespielt. Tini hatte sich wacker gehalten. Trotzdem erntete sie unfreundliche Blicke von allen Seiten. Für den Direktor war sie Luft und als der Regisseur an ihr vorüberging, konnte er sich's nicht verjagen, etwas von „Blasereien“ und „schauerlicher Talentlosigkeit“ vor sich hinzumurmeln.

Ihre Lippen zitterten, sie war enttäuscht, gedemüthigt, verlegt. Da ward sie von rückwärts um die Taille gefaßt, und der Sekretär flüsterte ihr zu: „Nur sich nicht abschreden lassen, Kindchen — nur Geduld — ich werde Sie pouffieren, — habe ich nicht schön Wort gehalten? — Sie sind doch mit dem reizenden Köllchen zufrieden?“

Sie nickte ihm zu, riß sich los und eilte hinweg.

In sehr gedrückter Stimmung machte sie sich gegen Abend auf den Weg, um Reich aufzusuchen. Wenn Reich nicht beschäftigt war, pflegte er Tarock zu spielen. Am häufigsten mit Brandts, am liebsten bei sich zu Hause.

Ihm war's bequem, und sie fanden es wieder so ungeniert und daher ungemüthlich in seinem reizenden Junggesellenheim. Man traf beim ihm Leute vom Theater, die stets amüsanter sind. In letzter Zeit seine Schülerin, die fische Tini. Sämtliche Brandts interessierten sich für sie; mit der konnte man doch keine Heß haben.

Man spielte nicht hoch bei Reich, allerdings verlor man immer, denn dieser war ein Matador, auch im Tarockspiel.

Es war noch früh am Nachmittage.

Die tiefstehende Sonne vergoldete die feinen Spitzenvorhänge der Fenster und ruhte in glühenden Reflexen auf dem breiten Goldrahmen des lebensgroßen Portraits seiner Freundin und Kollegin, der berühmten Betti, das die Wand ober dem Sofa zierte. Unmittelbar darunter, an dem reichbelegten Theetisch, saß, neben dem Gastgeber das Original selbst. Baron Brandt und sein Sohn Ferdinand hatten der Dame gegenüber Platz genommen.

Beide waren entzückt, die gefeierte Soubrrette, die mehrere Jahre von Wien abwesend gewesen, wiederzusehen. Betti frohlockte sie, extemporierte, lachte und witzelte in forcierter Heiterkeit.

Ihr lag daran, zu zeigen, daß sie von ihrem Temperament und ihrem Humor nichts eingebüßt habe und noch immer „aufzumischen“ verstehe. Ihr Cynismus, die Ungeniertheit ihrer Ausdrucksweise wirkten sichtlich belebend auf Vater und Sohn. Sie schlürften den Thee, naschten von den gehäuften Süßigkeiten und genossen als Gourmands den Hautgout von Bettis lustigen Abenteuer.

Reich saß, die Hände in den Taschen seines bequemen Sackos, in das Fauteuil zurückgelehnt und nickte von Zeit zu Zeit mit einem überlegenen Lächeln ihr zu. Unwillkürlich streifte sein Blick das Bild an der Wand, das die Künstlerin auf der Höhe ihres Ruhmes, in der Frische ihrer Jugend in siegesgewisser Haltung darstellte. Wie sehr hatte sie sich verändert.

Betti war noch nicht alt, wenigstens nicht für eine Bühnengröße. Ihr Körper war rund und voll, aber ihr Gesicht zeigte, trotz des zart rosa Puders und der rot gezeichneten Lippen die Merkmale einer arg zerrütteten Gesundheit. Die Wangen waren schlaff und das Fleisch well geworden.

Nur die Augen, diese schwarzen, großen, stehenden und gemalten Augen bewahrten noch ihr unruhiges Feuer, zeitweilig ließ sie sie ausblitzen in verwegener Lustigkeit. Sie hatte ein Gastspiel in Amerika absolviert. Ein Engagement, das sie in der Provinz angenommen, war nicht von Dauer gewesen, es wurde ihrer Excentricitäten wegen gelöst.

Sie war überall pompös aufgetreten, hatte ihren verschwenderischen Launen gefröhnt, nun war sie erdrückt von Schulden und wünschte nichts sehnlicher, als von dem Wiener Publikum, das sie frech verhöhnte, dem sie alles Böse nachgesagt hatte, weil es an Vergötterung ihr nicht genug gethan, wieder in Gnaden aufgenommen zu werden. Sie hoffte ein Gastspiel durchzuführen, mit darauffolgendem Engagement.

Aber wenn früher alle Thüren sich weit vor ihr geöffnet, schien jetzt in Bühnentreisen ihr Name seinen Klang verloren zu haben.

Man ließ sie in den Theaterkanzleien und bei den Agenten im Wohnzimmer warten, und oft waren die maßgebenden Persönlichkeiten nicht einmal zu sprechen.

Für sie nicht zu sprechen, für sie! — die Betti! Wie lange ist's her, daß dieses Gesicht vor ihr auf den Knien herumgerutscht war! Und die faulen Ausreden, die diese Bande ihr gegenüber gebrauchte: Die alten Stücke zögen nicht mehr — sie müßte was Neues bringen. Sie möge sich doch wieder einmal um einen Dichter umsehen, es sei schon lange her, daß man ihr keine Rolle auf den Leib geschrieben und dergleichen mehr. Früher, wenn ein Direktor ihr nicht angenehm war, hatte er sofort seine „Watschen“ gehabt. Die erste, die sie ihrem Direktor heruntergehaut, war die Wurzel ihres Ruhmes geworden. Ganz Wien applaudierte ihr und nannte diesen Akt rohester Selbsthilfe urwüchsig und genial. Bald war sie der verhätschelte Liebling — nicht der Grazien — aber der Wiener geworden.

Und jetzt! Jetzt hieß es, sich duden. Jetzt mußte sie die Direktoren überlaufen, sich erniedrigen vor diesen Rummeln, die Uebermüthige spielen, während sie innerlich raste. Sie

müßte ihnen die Hände drücken, während es ihr in den Fingern zuckte, und sich mit einem Scherz ihrer Geneigtheit empfehlen. Sie war krank, sie wollte sich selbst nicht eingestehen, sie fieberte, denn sie mußte ein Engagement haben.

Sie flüchtete in die Kirchen, betete stundenlang und gelobte Wallfahrten nach Mariaszell, wenn die heilige Jungfrau sich ihr gnädig erweisen und ihr ihren Beistand leihen würde, damit ein vorteilhafter Vertrag zustande käme.

Aber sie hielt es geraten, sich auch nach weltlichen Protektoren umzusehen. Sie suchte ihren alten Freund Reich auf.

Er war jünger als sie; sie hatte ihn einst empfohlen, sie hatte seine künstlerische Laufbahn in Wien geebnet; er verdankte ihr viel; jetzt konnte er etwas für sie thun.

Und er war ja auch ein so netter, prächtiger Mensch, ein guter Kollege, ein feingebildeter noch dazu, und das schätzte sie über alles, wie sie behauptete, nur zu einem solchen konnte sie Vertrauen haben.

Ihm gestand sie ihre Not. Ihre Möbel hatte man ihr gepfändet, ihr Schmuck war versteckt; selbst einen Teil der Garderobe hatte der Hauswirt zurückgehalten.

Und das wäre noch alles nichts, aber die Schulden! gegen die 30 000. — „Sixt, das ist mein Weltschmerz,“ sagte sie mit einem cynischen Lächeln hinzu.

Als Reich mit einer Strafpredigt anhub, hielt sie ihm den Mund zu. „Nöt auszantzen, Mundi, schau, das vertrag i nöt. Schulden hab i ja immer g'habt, das ist doch nix Neues bei mir. 's is nur der Unterschied, daß früher meine Bewunderer sie bezahlt haben und jetzt —“ sie seufzte, dann war sie Reich an den Hals gestürzt und halb lachend, halb weinend —: „Mein lieber Mundi, Du mußt mich retten. Jrgend ein Strohhalm wirst doch aufstreifen können, an den ich mich klammern kann.“

Reich versprach alles — er war ein so guter Kerl, so liebenswürdig und teilnehmend; er versicherte ihr, sie sei nicht vergessen und auch noch nicht erseht.

„Ueberhaupt nicht ersehbar,“ bemerkte sie entschieden, sie war sofort wieder die Alte.

Er wollte eine allerhöchste Persönlichkeit für sie interessieren und auch in ihrer momentanen Bedrängnis ihr beistehen: er lud sie zu einer Tarokpartie.

Ihre alten Freunde, die Brandts, wollte er als Partner mit ihr zusammenbringen. Die spielten sehr schlecht Tarok, aber sie würden sich amüsieren, die Betti gewinnen, alles weitere würde sich finden. Von solchen vielfachen Millionären dürste man erwarten, daß sie als „Wurzen“ ihre Schuldigkeit thun würden.

Und jetzt saß sie den beiden Brandts, Vater und Sohn gegenüber und, nachdem sie mit sehr viel Laune ihre amerikanische Tour geschildert, die ihr schrecklich viel Ruhm, aber kein Geld eingetragen hatte, erwartete sie von ihnen ein verständnisvolles Eingehen auf ihre pekuniäre Lage, aber die Herren fuhren in ihren faden Schmeicheleien fort, sie versichernd, daß sie und das Wiener Publikum sie noch immer anbeteten.

„Hören's mir auf, mit dem Publikum,“ rief sie mit erzwungener Munterkeit, das undantbarste auf der Welt ist ein Publikum, und das Wiener ist noch dazu das dümmste von allen. Freilich, wenn ich jetzt zum Auftreten komm', werden's Augen und Ohren gehörig aufreißen. Ich bin jetzt besser als je — jetzt kann ich erst was.“

Sie rechte sich höher in dem unverwüßlichen Glauben des Schauspielers an sich selbst. „Zäh werd's ihnen schon zeigen, und wenn ich einige lustige oder gar gerührte Extempores loslass', dann liegen's wie ehemals am Bauch vor mir. Nur zum Auftreten muß ich kommen, zum Auftreten, zum Auftreten!“

(Fortsetzung folgt.)

Prophetenkraft.

In das wüste Stimmengewirr einer schlaffen, feigen und verlogenen Zeit braust, wie ein Wunder, das Prophetenwort Tolstoj's, den man den letzten Christen nennen müßte, wenn er nicht vielmehr der erste wäre. Mit einem uralten, wehrlosen, einfältigen Wort durchdringt er den Wahnsinn, mit ihm ruft er die Zeit zum jüngsten Gericht. Es ist das Christenwort von der Nächstenliebe, das seit Jahrtausenden die Menschen auf den Lippen führen, während ihre Hände morden. Dies eine Wort ist die ganze Kritik Tolstoj's, die sein gewaltiges Manifest gegen den russisch-japanischen Krieg belebt und durchleuchtet. Wenn Ihr denn, so ruft er der Welt zu, Christen sein wollt, so müßt Ihr Euer Bekenntnis auch beethätigen, zu jeder Zeit, unter allen Umständen, oder Ihr seid bewußte Verbrecher.

Wäre dies Manifest zu andern Zeiten erschienen, etwa gar zur Zeit des Friedensulka des Zaren, so wäre es kaum mehr als ein beredtes und bewegendes, mythisch die klaren Schlässe der gesunden Vernunft umschimmerndes Traktätlein eines starken Einsiedlers und träumenden Propheten gewesen. Im Augenblick höchster Kriegswut aber in die Welt geschleudert, ist es eine revolutionäre Heilandsbrot des Einzelnen gegen alle Andren. Ein abscheuliches Verbrechen im Sinne einer rucklosen Staatsgewalt, ist es ein Dokument der Ewigkeit im Geiste der Zukunft, das den kaum noch gewagten Glauben an die menschliche Vernunft, an die erhabene Macht des Guten und Wahren wunderbar belebt, ist es die That eines Mannes, der frei von jeglicher Menschenfurcht das Wort der Wahrheit und der Ueberzeugung hinausjagt, ob es auch nach den Paragraphen der Staatsgewalt, Kerker, Verbannung und Tod bedeute. Jürwahr, noch ist der Heldentrost der Bekenners nicht verschwunden, noch nimmt der freie Gedanke den Flug durch Finsternis und Graufen, ob auch der Häfcher und Henker hinter ihm jage. Hier ziemt sich nicht hochnäsige Kritik, die so jämmerlich leicht auf das Papier hingeschrieben werden kann; den Schauern der Ehrfurcht vor der Prophetenkraft, die kein Bittern vor den Schreden der Gewalt kennt, sollten wir uns allein hingeben. Und lernen sollten wir alle von dieser unbegrenzten Entschlossenheit, die ihre Erkenntnis ohne Zaudern und Abschwächen verkündet und keinen Widerspruch zwischen Wort und That duldet. Die Wahrheit kann nur eine ganze, unteilbare Wahrheit sein. Jede scheue und ängstliche Halbheit ist Tod der Wahrheit. Die Einheit der Weltanschauung ist die höchste Leistung der menschlichen Vernunft, begiebt sie sich erst auf den Weg des Abhandelns und Zugebens, so ist die Bahn des wirren Aberglaubens beschritten, aus dessen blutüberströmtem Labyrinth es keinen Ausweg mehr giebt. Wir sollen müssen!

Ein unerhörtes Schauspiel! In diesem finsternen Rußland, in dem jeder freie Gedanke ein Verbrechen ist, jedes Urteil über die Thaten der Obrigkeit nach Sibirien führt, tritt ein Mann auf und erhebt mitten in den Wirbeln patriotischer Kriegesraferei eine Anklage gegen die Herrschenden, wie sie auch in freien Staaten zu solchen Zeiten noch niemals jemand gewagt hat. Unverwundbar scheint es wandelt er im Strahlenmantel seiner Ueberzeugung. Die Kirche hat ihn verflucht und ihn des Rechtes der ewigen Seligkeit für verlustig erklärt. Ihn kümmernte der Pfaffenhaß nicht. Sein religiöses Bewußtsein war zu tief und ernst, als daß es der rohen Kirchenmacht nicht ruhig hätte spotten können. So zerreiht er jetzt alle Schlingen eines leeren und lügenhaften Patriotismus, in erhabener Vaterlandslosigkeit ruft er die Druckerpresse des Auslandes zu Hilfe, um dem Zaren, den Großfürsten, den Generalen, den Industriellen, den Geldherren, den Popen, ihre Verbrechen ins Gesicht zu schleudern: Ihr sollt den Nächsten steben, Ihr sollt nicht töten! Während preussische Richter Angehörige des deutschen Reiches prozessieren, weil sie russische Schriften verbreitet, läßt der Kusse Tolstoj, ohne daß er aus Rußland flieht, die Worte hinausgehen: „Dieser ununterbrochene Strom unglücklicher, betrogenen russischer Bauern, die man nach dem fernem Osten bringt, diese „nur“ fünfzigtausend lebenden Kussen, die Nikolai Romanow und Alexej Kuropatkin zu töten beschloffen haben und töten werden, um die Dummheiten, Räubereien und allerlei Schencklichkeiten zu schützen, die in China und Korea unsittliche, ehrgeizige Menschen angerichtet haben! Menschen, die jetzt ruhig in ihren Palästen sitzen und neuen Ruhm, neue Vorteile und neuen Profit von der Tötung dieser fünfzigtausend ganz unschuldigen, durch ihre Leiden und durch ihren Tod nicht das Geringste gewinnenden, betrogenen russischen Arbeiter erwarten.“ Dem Monarchen verleiht das Gezej Unverletzlichkeit. Ein Heer von bewaffneten Dienern schützt das Gezej. Aber hinter den Panzerthüren der mordgerüsteten Schürer selbst zittert der Selbstherrscher noch in unablässiger Todesfurcht vor den Verchern des Gejeses, das ihm Unverletzlichkeit verbürgte. In Tolstoj's Werk erkennt man eine höhere Unverletzlichkeit, die nicht vom Gezej gewährt wird, sondern die der Gejeje spottet, eine Unverletzlichkeit, die keine Waffe zu ihrem Schutze hat, sondern alle Waffen gegen sich gerichtet weiß, und vor der doch die brutalste und wehrlichste Gewalt ohnmächtig zurückweicht. Tolstoj's Manifest erklärt dem ganzen herrschenden Rußland den Krieg, es ist eine Empörung im Innern während eines zerschmetternden Kampfes gegen einen überlegenen äußeren Feind, vielfältiger Tod droht solchem Beginn, der Prophet aber geht ruhig seiner Arbeit nach, er ist erhaben über jeder irdischen Sorge — mögen sie mit ihm beginnen, was sie wollen: er mußte aussprechen, was er dachte. Und die blutige Faust des Parisismus hebt vor dem Entschlichen zurück, die Heiligkeit des Propheten anzutasten. Das ist das Tröstende dieses unerhörten Vorganges: Es giebt dennoch moralische Mächte, die über jeder Gewalt triumphieren. . . .

Es scheint ein jäher Widerspruch Tolstoj's Wesen zu zerreißen: der große Dichter ist ein Feind der Kunst, der Kühne und klare Denker ein Verächter der Wissenschaft, der reine Känder heller Lebensbejahung ein Asket in düsterer Kutte. Wer jedoch sein Manifest gegen den russisch-japanischen Krieg mit Andacht liest, der wird gewahr, wie sich der Widerspruch löst und aufhebt. Tolstoj weist in demselben Geiste die Flötenspieler und Komödianten zurück, wie es der Grieche Plato gethan: Sie verwirren und schwächen ihm die eigentliche Aufgabe des Menschentums, die darin besteht, gemeinsam zu schaffen, nicht zu zerstören. Die Kunst dient den Instinkten der Widersacher des einen erhabenen Zieles, der Menschenbrüderschaft.

Und ist etwa die Wissenschaft fähig und gewillt, den Schreden der Schreden zu überwinden, das fürchtbare Bewußtsein von der Machtlosigkeit der menschlichen Vernunft? Im Gegenteil: Das Geschäft, das sich Wissenschaft nennt, bringt jeden Wahnsinn in ein System, es rechtfertigt das Widersinnige durch erlogene Vernunftgründe, und philosophiert die entsetzlichsten Verbrechen um in tiefste geschichtliche Mission. „Gelehrte Juristen, die Herren Murawiew und Martens, suchen scharfsinnig zu beweisen, daß zwischen dem Ruf zum Weltfrieden und dem Beginn eines Krieges, der fremde Länder erobern soll, ein Widerspruch nicht zu finden ist. Und die Diplomaten druden und versenden in der Kultursprache Frankreichs Rundschreiben, in denen haarscharf nachgewiesen wird, daß die russische Regierung, nachdem sie alle Versuche gemacht hat, die friedlichen Beziehungen aufrechtzuerhalten (in Wirklichkeit waren es Versuche, die andern Staaten zu betrügen), sich genötigt sieht, das einzige Mittel zu einer vernünftigen Lösung des Problems zu rüsten: den Menschenmord. Dasselbe schreiben, druden, versenden die japanischen Diplomaten. Gelehrte, Historiker, Philosophen vergleichen die Gegenwart mit der Vergangenheit, ziehen aus der Parallele die tiefstunigsten Schlüsse und sprechen lang und breit von den Gesetzen der Völkerentwicklung, von dem Verhältnis der gelben zur weißen Rasse, des Buddhismus zum Christentum, und rechtfertigen mit solchen Schlüssen und Betrachtungen den Totschlag, den die Christen an den Menschen gelber Rasse verüben.“

Darum verachtet Tolstoj die Wissenschaft und aus dem gleichen Grunde lehrt er auch, den bunten Reiz des sinnlichen Lebens verabscheuen. Wird nicht nur wegen dieser sinnlichen Genüsse den Menschen das Unerträglichste erträglich, lassen sie sich nicht dadurch von ihrem Ziele ablenken, werden sie nicht widerstandslos gegen Unterdrückung und Barbarei? Das Seelenheil, das zu erringen des Menschen Aufgabe sei, ist, wie es Tolstoj versteht, nicht etwas Ueberweltliches, Weltflüchtiges, Dogmen-Religiöses, sondern einfach die Befinnung des Menschen auf seinen wahren Beruf: zu arbeiten mit dem Nächsten gemeinsam, nicht den Nächsten zu vernichten. Auf diese Weise wird der vermeintliche Widerspruch zur notwendigen Folgerichtigkeit.

Tolstoj gleicht einem Naturforscher, der, um ein Experiment rein durchzuführen, alle störenden Erscheinungen auszuschalten bemüht ist. Er hat verzeifelnd eingesehen, daß die unendlichen Kulturbemühungen der Menschheit völlig ohnmächtig sind, die Kultur bricht zusammen, sobald die Barbarei rast. Deshalb ist ihm die moderne Kultur schließlich nur ablenkende, störende Nebenerscheinung. Er aber will die Seelen bändigen und festigen in dem einen schlichten und erhabenen Gedanken der Nächstenliebe, die nicht mehr bloß ein prunkendes Wort, sondern ein unverbrüchliches Gesetz ist, dem sich alles andre unbedingt unterordnet. Das ist ihm der einzige Weg der Erlösung: die Auferstehung der Seelen. „So sonderbar es vielleicht den Menschen erscheinen mag, die mit Kriegsplänen, Rüstungen, diplomatischen Verhandlungen, mit der Verwaltung, mit wirtschaftlichen Maßregeln, mit revolutionärer und sozialistischer Propaganda und mit allerlei umühen Wissenschaften beschäftigt sind, durch die sie die Menschen von ihren Nöten zu erlösen gedenken: die Erlösung der Menschen, nicht allein von den Nöten des Krieges, sondern von all' den Nöten, die sich die Menschen selbst bereiten, wird nicht von den Kaisern und auch nicht von denen kommen, die Weltbündnisse schließen. Nicht von den Menschen, die da Kaiser und Könige von den Thronen stürzen, sie durch Institutionen einschränken oder Monarchien in Republiken verwandeln, nicht durch die Friedenskonferenzen, nicht durch die Verwirklichung sozialistischer Pläne, nicht durch Siege und Eroberungen zu Land und zu Wasser, nicht durch Wäckerammlungen, Hochschulen, nicht durch unnütze geistige Vethätigung, die man jetzt Wissenschaft nennt, sondern nur dadurch, daß die Zahl der schlichten Menschen stetig sich mehrt, die...“ — das ist Tolstoj's Gedanke — zunächst immerlich Christen werden, die das Reich Gottes zunächst innerlich verwirklichen, erst dann werde sich auch das äußerliche Reich Gottes begründen, „das jegliche Menschenseele erwinnt.“

Niemals ist die christliche Idee edler vertieft worden, es sei denn bei dem Deutschen Fichte, dessen Anschauungen gar manche merkwürdige Verührung mit Tolstoj haben. Weil aber Tolstoj das Christentum also beim Worte nimmt, darum nannte ihn neulich ein deutsches christliches Kanonenblatt, das freilich von der Industrie der Nordwerkzeuge lebt, einen alten Fasler.

Das sozialistische Proletariat weiß, daß diese aus der Verzweiflung geborene Mystik Tolstoj's nur die Sache der Menschheit für immer zerstören würde, wenn sie sich der Gemüter bemächtigte. Tolstoj's Heilsweg kann nicht zum Ziele führen. Indessen Tolstoj ist auch uns ein Prophet, der uns begeistern mag zu dem Glauben an die Sache, zu dem Mut der Wahrheit, ohne die nichts Großes werden kann. Der Prophetenkrast, die über Menschenfürcht erhaben ist, bedarf jede Bewegung, die eine geschichtliche Mission zu erfüllen hat.

Joc.

Kleines feuilleton.

rn. Urlaub. Er sah vor einer geleerten Kaffeetasse und blidte vonsonen aus dem Fenster seines kleinen Hinterzimmers. Das ging auf einen engen Restaurationsgarten, der wie eingequetscht zwischen hohen Hauswänden lag. Nicht draume Tische enthielt er, ungerechnet die, welche in den grünmawachsenen Seitenlauben standen. Zwei große, steinalte Kastanien beschatteten den ganzen Garten. Kein Gast

hielt sich jetzt, in früher Nachmittagsstunde, hier auf. Nur der Kellner sah, den Rücken dem Eingange zugelehrt, an den Stamm einer Kastanie gelehnt, hielt die Serviette in der Hand und nidte vor sich hin. Späken, Weisen und Nottehlchen zwischerten in den Bäumen oder hüpfen an der Erde herum, nach den Krumen suchend, die der Kellner von den Tischen gefegt. —

Der Betrachtende am Fenster schrak aus seiner Versunkenheit auf, als die Thür ging und seine Logistwirtin eiligst eintrat: „Aber, Herr Christian, es ist die höchste Zeit! Sie kommen zu spät in die Stunde!“

„Heute komme ich nicht zu spät, Frau Hanke. Die Herrschaften, bei denen ich Stunden gebe, sind nun sämtlich verreist. Ich habe — Urlaub.“

Frau Hanke hörte nicht den ironischen Ton, der auf dem letzten Worte lag. „Urlaub?! Na, das ist Ihnen aber wirklich einmal von Herzen zu gönnen! Ru aber 'raus mit Ihnen, Herr Christian — in die Sonne und an die Luft, damit Sie wieder 'n bißchen Farbe kriegen! Mein Gott!“ Die kleine Frau schlug die Hände über dem Kopf zusammen und faltete sie dann vor'm Bauch. „Wie blaß Sie sind! Ein Gesicht wie weißer Käse!“ Sie schüttelte das apfelrunde Haupt.

„Das ist bloß von außen,“ scherzte Christian.

„Von außen?“ Frau Hanke trat einen Schritt näher und wadelte mit der Hand: „Mit Ihrer ganzen Gesundheit steht's doch auch man eben so so. Ist's denn 'n Wunder? Ich bin man 'ne einfache Frau und verstehe nichts von Ihren gelehrten Sachen, aber so viel weiß ich: das ewige Studieren macht dumm und krank dazu! Und dann sich noch 'rumärgern mit fremder Leute Göhren — ich danke schön!“

„Ja, ja,“ sagte Christian und zielte mit dem Weisfist nach einer Fliege.

„Ist das denn 'ne Art, die halbe Nacht über den Büchern zu sitzen, und den ganzen Tag sozusagen und jede Stunde? Keimmal 'raus in's Grüne, keinmal 'ne Lustigkeit oder sowas. Aee, Herr Christian! Ich habe Herren zu wohnen gehabt, mit denen war's mir mitunter schon zu toll, aber ich gäh, weiß Gott, was drum, wenn Ihnen mal der Hut schief sitzen thät!“

„Ich auch. Das war' lustig.“

„Urlaub! Und da,“ sie griff ein dickes Buch vom Tische auf und buchstabierte am Titel, — „na ja! 'n fremdländisches sogar! Hebräisch oder chinefisch — was weiß ich! Das fehlt Ihnen gerade noch!“

„Uebersetzungen, Frau Hanke. Ferienbeschäftigung für die Zeit, wo mir die Stunden ausfallen und ich also keine Einnahme habe. 'n Glücksfall für Sie und mich.“

„Ich bin wohl so 'ne Blutsaugerische?“ Frau Hanke empörte sich.

Christan lachte: „Unsinn, Frau Hanke. Ganz und gar nicht. Aber schließlich wollen Sie doch Ihre Miete und was noch so drum und dran hängt. Ich will essen — wenn auch nicht viel. Also: der bewußte Knüppel beim Hunde. Schrum!“ Er hieb auf den Tisch.

„Und das nennen Sie Urlaub?“ Frau Hanke nahm das Kaffeegeschirr und drehte sich an der Thür noch einmal: „Für solchen Urlaub dan! ich!“

„Ja...“ Christian nidte, starrte ein Weilchen vor sich hin, rüdte dann mit plötzlichem Entschluß den Tisch an's Fenster und begann seine Arbeit mit verdächtigem Eifer.

Es ging nicht. Immer wieder zwang es ihn, nach den Sonnenlichtern zu sehen, die im Laubdach der Kastanien spielten und zuweilen gar in's Fenster und über das Schreibpapier hüfhten.

Christian besann sich und schob den Tisch weiter zurück in das Zimmer. Als er eben die Feder ansetzte, begann eine Drossel mit lauten Tönen unter seinem Fenster zu schmettern.

Christian horchte ein Weilchen, schloß das Fenster, wandte alle Willenskrast auf und begann von neuem an seiner Arbeit. Eine halbe Stunde quälte er sich, eine Stunde vielleicht...

Dann war ihm, als schnüre ihm etwas die Brust zusammen, als rüde die Zimmerdecke tiefer auf ihn herab. Heiß war es auch. Er warf den Kopf ab und marschierte einige Male hin und her, die Unruhe zu dämpfen, welche immer heftiger wurde. Er setzte sich wiederholt, ergriff die Feder und warf sie wieder zur Seite. Die lange Pfeife fiel ihm ins Auge. Ohne Besinnen griff er danach, suchte ein paar Tabakreste zusammen, zündete sie an und paffte in gewaltigen Wolken.

Dann setzte er sich in die Sophaede, ein Bein heraufziehend. Nach einer Pause folgte das zweite. Das Träumen kam über Christian. Er dachte, wie es wohl wäre, wenn er wirklich Urlaub hätte. Wenn er einmal so alle Sorgen und Last abschütteln könnte und nicht an den Monatsersten und an die Wahlzeiten zu denken brauchte. Wenn...

Christian schlief ein. Es war schon dunkel, als er erwachte. Er sprang jäh empor und trat auf die Pfeife, welche neben das Sopha gefallen war. Ein Lichtschein flimmerte an der Decke. Der kam von den bunten Lampions aus dem Garten. Kalter Tabaksdunst im Zimmer. Christian riß das Fenster auf. Kühl, erfrischend kam es herein. Plaudern, Gläsergeklapper, Lachen drang aus dem menschengesüllten Garten herauf.

In den dichtgrünen Lauben aber, unter dem Fenster, war nur dämmerige Helle, nur ein Flüstern und leises Klackern kam daraus herbor. Weiße Kleider schimmerten durch das Blattwerk. Und zuweilen stieg ein seltsamer Laut herauf wie von verstoßenen Küssen.

Christian fand lange im Dunkeln und horchte. Nicht auf das, was gesprochen wurde. Denn die Worte verstand er nicht. Aber in ihm war etwas, das wollte da hinab.

Bis ihm die Uebersetzung einfiel. Da schloß er das Fenster, zog die Gardine zu und zündete die Lampe an.

Nun klang alles nur noch gedämpft von unten herauf — wie aus der Ferne. Und während Christian schrieb, hatte er das Gefühl, als rinne das Leben weitab an ihm vorbei, als würde er's nie ergreifen können . . .

Kulturgegeschichtliches.

— Die Medizin im Talmud. Der Talmud ist teils ein juristisches, teils ein religiöses Werk. Seine Auseinandersetzungen haben fast immer entweder ein religionsgeschichtliches oder ein erhebliches Ziel. Die Verfasser des Talmuds (in den ersten drei bis vier Jahrhunderten nach Christi Geburt) waren wohl fast nie Mediziner von Fach; trotzdem mußten sie sich mit medizinischen Dingen befassen. Da ja der Talmud die Auslegung und Erklärung der Bibel zum Zwecke hatte und da eine Reihe von medizinischen Dingen vorkommen, die dann im Kommentar, also im Talmud, abgehandelt werden mußten, wenn auch in erster Linie stets vom religionsgeschichtlichen Standpunkt aus. Eine wissenschaftliche Medizin kann man also im Talmud nicht verlangen. Sie steht sicherlich weit unter der des Hippokrates, etwa auf der Höhe des Durchschnittsarztes damaliger Zeit, richtiger gesagt, der Talmud bietet die Volksmedizin jener Zeit. Was im Talmud besonders auffällt, ist der kraße Aberglauben und Dämonenglauben, von dem Hippokrates überhaupt nichts weiß. Ferner der große Mangel an richtiger anatomischer oder physiologischer Anschauung, obwohl die Verfasser des Talmuds ausreichend Gelegenheit hatten, bei den Schlachtieren gewisse Kenntnisse zu sammeln, die auf der andren Seite bei chirurgischen Maßnahmen doch öfter zu Tage traten (Einrichten von Verrenkungen und Knochenbrüchen z. B.). Die Diätetik und allgemeine hygienische Lebensführung wird im Talmud zum Teil in wundertückiger Weise beschrieben. Sehr angenehm berührt die Fürsorge für die Kranken, auch für geistig Kranke. Die Krankenpflege und die Lehre, daß Frömmigkeit auch eine Krankheit ist, steht im Talmud auf einer Höhe, die erst in den letzten Jahrzehnten wieder erreicht wurde. Interessant ist, daß der Talmud bereits künstliche Zähne (Silberne und goldene). In ganz moderne Organtherapie erinnert die Vorschrift, daß ein von einem toten Hund Gebissener von dessen Leber essen soll. Wenn nach alledem auch die Medizin im Talmud wissenschaftlich noch auf einer recht tiefen Stufe steht, so giebt sie doch eine ganze Reihe in kulturhistorischer Richtung wichtige und interessante Aufschlüsse. — („Umschau“.)

Geographisches.

gc. Der größte Gletscher der Welt. Das größte Alpengebirge der Erde ist der die Grenze zwischen Vorderindien und Tibet bildende Himalaja. Es wird an Höhe seiner Rämme und Gipfel, an Tiefe und Wildheit seiner Täler, an Umfang seiner Föhnfelder und Gletscher von keinem andren Gebirge der Erde erreicht, es bietet Bilder von überwältigender Erhabenheit, aber an Schönheit steht es unsern Alpen weit nach. Die höchsten Gipfel liegen im mittleren Himalaja, an der Grenze von Nepal, und im westlichen Himalaja an der Grenze zwischen Kaschmir und Tibet. Hier steigt der Dapang in der Mustafette bis zu 8610 Meter Höhe auf, und somit, da der Gaurisankar im Central-Himalaja 8830 Meter Höhe hat, der zweitgrößte Berg der Erde. In der Mustafette findet man auch den längsten aller Gletscher: den Valtorogletscher. Dieser Eisstrom fließt von der Mustafette herab und hat bei einer durchschnittlichen Breite von 1 1/2 Kilometer eine Länge von über 50 Kilometer. Zahlreiche kleinere Gletscher kommen von rechts und links aus den Schluchten und von den Hängen herab und vereinigen sich mit ihm, weshalb auch eine ganze Anzahl von langen Schutt- und Geröllstreifen, sogenannte Mittelmoränen, auf seiner Oberfläche sichtbar sind. Das Gletscherende ist mit ungeheuren Massen von Gesteine, Geröll und Schutt bedeckt. Dies findet man übrigens bei allen Gletschern des Himalaja, wodurch sie unansehnlich werden. Die schneeige Weisse, wie bei den Alpen-gletschern, oder das herrliche Blau des Eises, wie im Spätsommer am Rosenlaugletscher, dem Uebelthalerferner, dem oberen Grindelwald- und Rhodnegletscher, tritt selten hervor. Aus einem gewaltigen Gletscherthor ranscht ein starker Gletscherbach hervor. Die umgebenden Berghänge sind von erschreckender Steilheit, die Fahlübergänge nicht unter 5000 Meter, also höher als der Gipfel des Montblanc. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Nelken. Wenn die Rosen ihre eigentliche Blütezeit hinter sich haben, dann wendet sich die allgemeine Gunst der Nelke zu. Diese ist die Hauptblume des Hochsommers. Neben Rosen und Tulpen ist sie wohl die populärste aller Blumen. Es giebt verschiedene Arten dieser Pflanze, aber wenn jemand von Nelken spricht, dann meint er immer die Gartennelke. Eine abwechselungsreiche Blütenpracht und ein bewundernder Duft ist ihr eigen, wie kaum einer andren Blume. In Südeuropa einheimisch, ist sie seit alter Zeit ein Schmuck der Gärten. In unzähligen Spielarten ist sie verbreitet, und noch heute bildet die Züchtung neuer Gartennelken einen Hauptzweig in den Blumenzüchtereien. Die Nelken überstehen bei uns nicht immer den Winter, manche Exemplare erfrieren oder ver-

faulen unter der Decke. Man hat sich deshalb bemüht, auch solche Nelkenarten zu züchten, die, im Frühjahr ausgepflanzt, noch im Sommer blühen. Diese Eigenschaft besitzen die sogenannten Margareten-Nelken. Indes kommt ihr Flor doch zu spät im Sommer, so daß überwinterter Gartennelken immer noch den Vorrang verdienen. Dagegen ist eine andre, bei uns in Gärten verbreitete Nelkenart, die Chineser-Nelke, die im Anfange des 18. Jahrhunderts eingeführt wurde, schon frühzeitig im ersten Jahre zum Blühen zu bringen. An Farbenbuntheit übertrifft sie fast noch die Gartennelke. Gegengewärtig ist besonders eine Abartenklasse dieser chinesischen Blumen, die sogenannten Hedwignelken, sehr beliebt. Diese blühen äußerst dankbar den ganzen Sommer hindurch.

Neben der Gartennelke und den Chineser-Nelken finden wir in unsern Gärten noch zwei andre Nelkenarten, die jenen beiden an Ansehen jedoch nicht ganz gleichkommen: die Federnelke und die Bart-nelke. Beide Arten wachsen in Süddeutschland wild, sind indes sehr selten. Die letztere besitzt sehr kleine Blüten, die aber in reicher Anzahl in einem büscheligen Knopf vereint sind. Die langen, dünnen, haarartigen Deckblätter, welche den Kelch der Blüten umgeben und weit hervorstehen, haben der Blume den Namen gegeben. Ihre Blätter sind weit breiter als die der andren Nelken, darum macht sie nicht recht einen nelkenartigen Eindruck. Die Federnelke dagegen gleicht im Blatt der Gartennelke ganz und gar; ihre Blüten, ursprünglich weiß oder rötlich, bestehen aus federig ausgezackten Blättern. Es ist eine recht liebliche Blume, dazu ganz winterhart und außerordentlich anspruchslos. Sie wird viel zu Einfassungen von Beeten gebraucht und eignet sich dazu ganz vorzüglich. Ihr unbändiges Wachstum macht es indes nötig, ihr, wenn möglich, jedes Jahr einen neuen Platz anzuvisehen. Sonst werden die einzelnen Exemplare zu breit und unjäh.

Wir besitzen in Deutschland, selbst im nördlichen, noch eine wilde Nelkenart, die es ebenfalls verdient, im Garten angepflanzt zu werden. Das ist eine Nelke, der Linné das Veitouri superbus gab, also die Prachtnelke. Sie hat noch mehr federartig zerfällige Blüten als die Federnelke, sie sieht darum sehr luftig und anmutig aus. Ihre Blätter sind ebenfalls ganz nelkenartig, allerdings nicht so weiß-grau von Farbe. Sie liebt einen etwas schattigen Standort. Im Freien kommen noch mehrere andre, aber bescheidenere Nelken bei uns vor. Häufig begegnet man auf trodenen Grasstellen, an Wald-rändern der kleinen Heidenelke, die hübsche rote, weichledige Blüten besitzt. Zu kleinen Büscheln vereint sind die Blumen bei der Barthäuser-Nelke, deren Kronenblätter ebenfalls rot gefärbt sind, jedoch drei dunklere Längstreifen besitzen. Im ganzen zählt man neun bis zehn Nelkenarten, die in Deutschland heimisch sind. —

Humoristisches.

— Erste Sorge. Frau: „Mein Gott, was thun wir nur! Der Junge hat soeben ein Geldstück verflucht!“
Mann: „Da mach'n wir gleich Kaffe — damit wir wissen, wie viel!“ —

— Kleine Gefälligkeit. (In der Sommerfrische.) „Hör'n Se, Fräul'n, ha'n Se mein' jung'n Stier mit geseh'n?“
„Jhren Stier? Ach Gott! Keim — wo ist er denn?“
„Nu, er is losgebroke! . . . Wenn Se 'n sollte' seh'n, fin' Se doch so gut un' laufe Se mit Ihr'n rote Paraplui vorne her in mein' Stall!“ —

— Misstrauisch. Junge Frau: „Schon wieder schickst Du dem Heiratsvermittler fünf Mark! . . . Sag' mal Arthur — Du hast mich doch nicht etwa auf Abzählung genommen?“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Freie Volksbühne hat von Anfang April 1903 bis Ende März 1904 100 232,25 M. eingenommen, 88 193,97 M. ausgegeben. Im Spieljahre 1892/1893 betragen die Einnahmen 30 687,95 M., die Ausgaben 28 310,95 M. —

— Die französische Regierung hat für die Herstellung von Handschriften-Reproduktionen 100 000 Fr. ausgeworfen. Es sollen die wertvollsten Handschriften der französischen Sammlungen vervielfältigt werden, die Leitung der Arbeiten ist der Pariser Akademie der Inschriften übertragen worden. —

— Der Arbeiterverein der schwedischen Stadt Norr-töping besitzt eine eigne Theaterbühne. Jetzt hat der Verein zum Direktor und Sceneninstruktor seiner Bühne F. Strandberg, bisher Sceneninstruktor am Stockholmer Volkstheater, berufen. —

— Das französische Unterrichtsministerium verbot die Verwendung von Kindern unter dreizehn Jahren in Theatern und Ringel-Lanzeln. —

— Die Pariser Opéra Comique bringt als erste Novität der nächsten Saison „Das königliche Kind“ von Alfred Bruneau, mit einem Libretto von Emile Zola, heraus. —

— Ein Bild Leids, eine Dachauerin mit ihrem Töchterlein, ist für die Nationalgalerie erworben worden. Das Gemälde galt seit 1889 für verschollen; erst vor kurzem tauchte es in Brüssel wieder auf. —

— Für eine Stradivari-Geige wurden auf einer Londoner Auktion 15 000 M. gezahlt. —